

Kurt Lüscher und Ludwig Liegle

Das Modell »Generative Sozialisation«

Den Begriff der »generativen Sozialisation« haben wir erstmals in der siebten Auflage dieses Handbuchs ideengeschichtlich unter Bezugnahme auf Bildung, Erziehung und Lernen zur Diskussion gestellt (Liegle & Lüscher, 2008). Hier nun konzentrieren wir uns auf eine Begründung und Differenzierung mithilfe des konzeptuellen Viergespanns Sozialisation – Generation – Identität – Ambivalenz. In einem ersten Teil umschreiben wir die Thematik und erarbeiten dann eine Definition für »generative Sozialisation«. In einem zweiten Teil begründen wir diese Perspektive. In einem abschließenden Ausblick erörtern wir einige Aspekte ihrer theoretischen und aktuellen Tragweite. Angesichts seines heuristischen Charakters ist dieser Beitrag somit richtigerweise am Ende der Darstellung der Ansätze platziert.

1. Umschreiben

1.1 These

In vielen, wenn nicht sogar den meisten Formen der Sozialisation sind Generationenbeziehungen empirisch, theoretisch und politisch von herausragender Bedeutung: In den Familien, in der Verwandtschaft, in den Schulen und den beruflichen Ausbildungen sowie auch – wengleich weniger ausgeprägt – in Betrieben und Organisationen. Oder aus dem Blickwinkel des Lebenslaufs: Sozialisation in der *Kindheit* geschieht überwiegend in Beziehungen mit Erwachsenen. Zwischen Geschwistern oder »Gleichaltrigen« können ebenfalls Generationenunterschiede ausgemacht werden. Sozialisation im *Jugendalter*, namentlich in der Schule, erfolgt in mannigfachen Beziehungen mit Lehrenden, die andere Generationen als die Schüler und die Studierenden repräsentieren, wobei es auch unter diesen Generationenunterschiede gibt. Im *Erwachsenenalter* – in Beruf und Freizeit – sind das Alter und ebenso die Dauer der Zugehörigkeit zu Betrieben, Organisationen und Vereinigungen für wechselseitiges Lehren und Lernen in einem kleineren oder größeren Maße häufig bedeutsam. Im *Alter* sind verwandtschaftliche Generationenbeziehungen in mehrfacher Weise relevant; man denke nur an die Rolle der Großeltern. Familiäre und professionelle Pflegebeziehungen sind oft auch Generationenbeziehungen. Neuerdings werden überdies Unterschiede zwischen Altersgenerationen thematisiert, was wiederum für das infor-

melle Lernen in späten Lebensphasen von Belang sein kann. Weil die Gestaltung von Generationenbeziehungen mit der Lösung konkreter Aufgaben zusammenhängt, besteht ein Zusammenhang mit der Analyse von Sozialisation unter dem Gesichtspunkt ihrer Praxen (Grundmann in diesem Band; Lüscher, 2012b).

Wir schlagen darum vor, Sozialisation in Generationenbeziehungen als Prototyp von Sozialisation zu betrachten und dabei die mehrfachen Bedeutungen des Begriffs der Generation produktiv zu nutzen. Diese Idee ist der Ausgangspunkt unseres Beitrages. Wir erörtern ihre Tragweite und schlagen eine erkundende Heuristik vor. Wir beanspruchen nicht, dass sie neu ist, meinen indessen, sie sei geeignet, einige Aspekte von Sozialisation und deren Zusammenspiel zu verdeutlichen namentlich bezüglich ihrer sozialen Logik.

1.2 Theoriegeschichtlich einbetten

Vergegenwärtigt man sich die Geschichte der Sozialisationstheorie, die in anderen Beiträgen zum Handbuch ausführlich dargelegt wird (insbesondere Veith in diesem Band), stößt man sozusagen vom Anfang an auf eine Widersprüchlichkeit. *Zum einen* ist da das Interesse an der (gelingenden) Integration des Individuums in die Gesellschaft. Es findet sich bereits in den Bedeutungen, die dem Wort – gemäß Clausen (1968, S. 21) – noch vor seiner Verwendung in den einschlägigen Wörterbüchern der Sozialwissenschaften zugeschrieben wurden, so im »Oxford Dictionary of the English Language« von 1828. Für das Verb »to socialize« wird der Sinn von »to render social, to make fit for living in society« nachgewiesen. Damit verbinden sich normative Vorstellungen. Sozialisation soll den Zweck haben, das »moralische Mitglied« der Gesellschaft (»the moral participant in the society«) heranzubilden.

Zum anderen aber begannen in den 1920er Jahren Autoren, die dem philosophischen Pragmatismus verpflichtet waren, die Prozesse der Interaktion zu thematisieren, die zur Herausbildung eines Selbst führen. Dies verband sich mit der Idee, dass es dabei um die Bedeutungen und Sinngebungen geht, die dem eigenen Handeln und jenem der Mitmenschen, sozialen Institutionen sowie kulturellen Objekten zugeschrieben werden. Diese Sichtweise stützt sich unter anderem auf die theoretischen und praxisbezogenen Überlegungen von William James, William I. Thomas und Georg Herbert Mead. Daraus entstand im Symbolischen Interaktionismus ein Verständnis von Sozialisation, das die Dynamik der Beziehungen sowie die Eigenleistung des Individuums hervorhebt.

Dieses »Eine und Andere« verweist – plakativ formuliert – auf das Gegenüber von Individuum und Gesellschaft. Darin zeigt sich, dass es um ein »Sozialmachen« und ein »Sozialwerden« geht. Geulens Beitrag für die erste Auflage des Handbuchs der Sozialisationsforschung erkennt darin ein ostinates Thema, wobei letztlich das Interesse an der Integration des Subjekts dominiert. Schaut man sich neue und weitverbreitete Definitionen an, beispielsweise in den Internet-Nachschlagewerken, stößt man ebenfalls auf dieses Gegenüber. Es wird generell als solches angesprochen, nicht jedoch

hinsichtlich der Spannungsfelder und ihrer Dynamik, mithin den Ambivalenzen. So heißt es beispielsweise in Wikipedia (Wikipedia, 2014):

»Die Sozialisation (lat. *sociare* verbinden) ist die Anpassung an gesellschaftliche Denk- und Gefühlsmuster durch Internalisation (Verinnerlichung) von sozialen Normen. Sozialisation ist ein sozialwissenschaftlicher Begriff. Er bezeichnet zum einen die Entwicklung der Persönlichkeit aufgrund ihrer Interaktion mit einer spezifischen, materiellen und sozialen Umwelt, zum anderen die sozialen Bindungen von Individuen, die sich im Zuge sozialisatorischer Beziehungen konstituieren. Sie umfasst sowohl die absichtsvollen und planvollen Maßnahmen (*Erziehung*), als auch die unabsichtlichen Einwirkungen auf die Persönlichkeit.«

Auf eine vordergründige Weise kommt der Aspekt der generationenbezogenen Sozialisation im (amerikanischen) »Handbook of Socialization« (Grusec & Hastings, 2007, S. 1) zur Sprache:

»In the broadest terms, it [socialization] refers to the way in which individuals are assisted in becoming members of one or more social groups. The word ›assist‹ is important because it infers that socialization is not a one-way street but that the new members of a social group are active in the socialization process and selective in what they accept from older members of the social group. In addition, *new* members attempt to socialize *older* members as well« (Hervorhebung d. A.).

2. Definieren

2.1 Generative Sozialisation

Das Konzept der generativen Sozialisation beinhaltet den Vorschlag, diese (tatsächlichen und vermeintlichen) Gegensätze als dynamische Spannungsfelder in den Fokus zu nehmen und so zum Leitthema zu machen. Dafür ist die Idee einer »Generationenambivalenz« nützlich, weil sie die spannungsvollen Bezüge zwischen Biografie und Geschichte sowie die Konflikte zwischen Generationen in den Blick rückt. Der Gegensatz Individuum – Gesellschaft ist indessen keineswegs der einzige Dualismus. Ebenso prominent sind die Gegenüberstellungen nature – nurture und, in einer etwas anderen Terminologie, jene von Natur – Kultur. Beides wird gestützt durch die traditionelle Konfrontation von naturwissenschaftlichem und sozial- beziehungsweise kulturwissenschaftlichem Denken und Forschen, beispielweise in den auch für Sozialisation bedeutsamen Kontroversen um den Geltungsbereich der Soziobiologie und in jenen um die »Theorien des Bewusstseins« (»theories of mind«). Ausgehend von einem offensichtlichen sozialisatorischen Zusammenhang zwischen Jung vs. Alt sowie Individuum vs. Gesellschaft lenkt die Idee der generativen Sozialisation die Aufmerksamkeit auf die für die Entwicklung personaler und kollektiver Identitäten relevanten

Lernprozesse und Verhaltensweisen im Umgang mit dynamisch-widersprüchlichen Spannungsfeldern des sozialen Lebens sowie des individuellen Erlebens.

Dazu gehören die fundamentalen und zugleich auch praktisch bedeutsamen Gegensätze zwischen Sein und Sollen. Sozialisation ist ein Feld mannigfacher kleiner und großer Kontroversen in Politik, Ethik und Moral sowie deren Begründungen. Dazu wird – auch und oft recht selektiv – auf die Einsichten der Forschung rekurriert. Dementsprechend erhalten die unterschiedlichen theoretischen Positionen ebenso wie die Methoden weltanschaulich-praktische Relevanz.

Ein anschauliches Beispiel sind die Kontroversen über Vererbung und Intelligenz. Sie sind bis heute für die Rechtfertigung oder Ablehnung von Programmen der kompensatorischen Erziehung und der Frühpädagogik ein Thema. Ebenfalls bedeutsam sind die Auseinandersetzungen über die Tragweite der Geschlechterunterschiede angesichts der engen Verflechtung von Geschlecht und Generation. Schlichte Gegenüberstellungen finden sich nicht nur in Aussagen zur Sozialisation in den frühen Lebensphasen, sondern auch in der Altersrhetorik, beispielsweise Altern als Befreiung vs. Last (siehe auch Haller in diesem Band). Normative Konnotationen werden oft mit wissenschaftlichen Verallgemeinerungen rhetorisch-semantic verschleiert, in denen wechselseitig das, was *ist*, damit vermengt wird, was sein *soll*. Dabei werden beispielsweise Verhaltensweisen von Minderheiten entweder überhöht oder aber missachtet. Dies geschieht in öffentlichen Streitgesprächen oft mittels eines verallgemeinernden Rekurses auf persönliche Erfahrungen.

2.2 Generationenidentitäten konstituieren und rekonstituieren

Die dualistisch geprägten Denkmuster und Kontroversen stehen für die Suche nach einem semantischen und pragmatischen Bedeutungskern von Sozialisation, also der Umschreibung von Grund, Zweck oder Ziel. In der hier eingenommenen Perspektive liegt als *ein* möglicher Vorschlag nahe, plakativ das »Problem der Konstitution und Rekonstitution von Identitäten, insbesondere Generationenidentitäten« als ein fundamentales Thema von Sozialisation zu umschreiben. Mit dieser Formulierung rekurrieren wir mittelbar auf Karl Mannheims Analyse des »Problems der Generationen«, lässt sich doch zeigen, dass für sein Verständnis von Generation die Idee der Identität implizit konstitutiv ist (Lüscher & Liegle, 2003, S. 242-250; Lüscher et. al., 2014, Zf. 109-111). Zugleich ist jedoch festzustellen, dass die Begriffe Identität und Generation in Umschreibungen von Sozialisation weniger oft vorkommen als man eigentlich erwarten könnte.

Es geht dabei ebenso um die Vorstellung der »Identität« einer Person, also individueller Akteure ebenso wie kollektiver Akteure, zum Beispiel Familien, Organisationen, Gemeinschaften. So wird der gedoppelte und zugleich potenziell zwiespältige Charakter von Sozialisation zusätzlich betont. Kollektive Identitätszuschreibungen, beispielsweise jene, die sich auf eine Nation, eine Religion, eine Ethnie beziehen, sind sowohl Identitätsangebote als auch Identitätsgebote und -vorschriften; für den

Einzelnen werden sie unter Umständen mit Macht durchgesetzt. Umgekehrt kann mit Blick auf historische und aktuelle Generationen gefragt werden, inwiefern durch herausragende individuelle Persönlichkeiten kollektive Identitäten artikuliert und repräsentiert werden. Sie können Vorbilder sein. Integriert in die heutige Medienwelt und durch sie verstärkt können sie zu einem bedeutsamen Faktor von generativer Sozialisation werden. Damit gewinnen die Vorschläge für immer neue Generationenbezeichnungen wie zum Beispiel Generation X, Babyboomer, Generation Praktikum, Generation Maybe ihren ganz besonderen sozialen Sinn.

Sozialisation lässt sich in dieser Perspektive verstehen als ein mehr oder weniger strukturiertes, organisiertes Zusammenspiel unterschiedlicher Prozesse einer sich immer wieder erneuernden Suche nach personalen und kollektiven Identitäten, die sich ihrerseits wechselseitig beeinflussen – eine Suche, die man theoretisch in einen unbestimmten künftigen Horizont verlängern kann. Unter dieser Prämisse ist Sozialisation grundsätzlich »offen«. Diese Formulierung korrespondiert mit Plessners philosophisch-anthropologischer Denkfigur, wonach die Selbstbezüglichkeit des Menschen im Übergang von der Exzentrik zur Unergründlichkeit gedacht werden kann (Bek, 2011, Kap. 5). Zugleich ist dies jedoch eine Suche, die in dieser Offenheit unheimlich und in ihrer Praktikabilität eingeschränkt ist. Sie wird sozial und kulturell sowie ökologisch strukturiert, ebenso wird sie rhetorisch beeinflusst. Dabei schaffen Kontingenzen – die Ungewissheiten persönlichen und gesellschaftlichen Lebens sowie der »Natur« beziehungsweise Evolution – immer wieder neue Tatsachen.

2.3 Ambivalenzen: Formal und phänomenal betrachtet

Theorien, Forschungen, Analysen und Praxen sowie politische, ethische und moralische »Begründungen« von Sozialisation lassen sich aus unserer Sicht sinnvoll dahingehend charakterisieren, in welcher Weise sie polare Spannungsfelder thematisieren und akzentuieren. Das schließt ein, inwiefern das Denken und Reden in Polaritäten im Alltag, in der Politik und in der Wissenschaft von Belang sind. Pointiert formuliert stehen sich zwei Figuren einer semantisch-pragmatischen Logik gegenüber, jene des »Entweder-Oder« und jene des »Sowohl-Als-Auch«.

- Im »Entweder-Oder« wird eine Seite des Dualismus als kausal ursächlich postuliert. Das kann in einem unverhohlenen dogmatisch-fundamentalistischen Duktus geschehen, gerade auch dann, wenn es um Sozialisations- sowie Identitätspolitik (Brubaker & Cooper 2000) und darauf bezogene Programme sowie Praxen geht.
 - Mittels eines »Sowohl-Als-Auch« werden Interdependenzen und wechselseitige Verflechtungen ausgedrückt. Anstelle einer ursprünglichen und dementsprechend ursächlichen Dominanz steht – als eine von zwei Optionen – eine Denkfigur, die man als »Gleichursprünglichkeit« bezeichnen kann. Wir rekurrieren damit auf ein tragendes Konzept der Philosophischen Anthropologie von Helmuth Plessner, mit dem die These der Zweideutigkeit des Menschen analytisch begründet wird. (Bek, 2012, Kap. 9)
-

Damit bringen wir das Konstrukt der Ambivalenz ins Spiel. Wir verwenden es erstens als Deutungsmuster in Sinne einer Perspektive und zweitens als »operationalisierbares« Konzept zur gebündelten Bezeichnung empirisch beobachtbarer Erscheinungsweisen des Erlebens, Erfahrens und Handelns. Gemeinsam ist beidem, dass es um Prozesse des Umgangs mit gedachten oder als real angenommenen Gegensätzen geht. Diese Zeitstruktur möchten wir angesichts ihrer Komplexität als »Vaszillieren« kennzeichnen. Dieser Begriff ist im deutschen Kulturraum nicht geläufig, findet sich aber im Englischen und in romanischen Sprachen sowie vereinzelt in literaturwissenschaftlichen Arbeiten. Es geht darum, differenzierende Gegensätze prozessual zu betrachten. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Bewegungen des Hin und Her, des Vor und Zurück, des Anhaltens, des Zauderns und Zögerns sowie um ein subjektiv und sozial geprägtes Erleben von Zeitlichkeit. Man kann auch von einem zwischen Alternativen, faktischen ebenso wie normativen, schwankenden, zögernden, bisweilen innehaltenden Suchen nach Bedeutung und Sinn von Objekten, Beziehungen und Handlungen sowie nach Alternativen des Handelns sprechen.

Die Relevanz dieses – ambivalenten – Erlebens, Erfahrens und Handelns zeigt sich in seinen Konsequenzen für die Konstitution und Rekonstitution personaler und kollektiver Identitäten. Gemäß diesem Verständnis lässt sich, wie andernorts ausführlich begründet (siehe Lüscher, 2012a; Lüscher & Fischer, 2014; Fischer & Lüscher, 2014), Ambivalenz definieren als Bezeichnung von Erfahrungen des Vaszillierens zwischen polaren Gegensätzen des Fühlens, Denkens, Wollens und sozialen Strukturen in der handlungsrelevanten Suche nach Bedeutung und Sinn sozialer Beziehungen, Fakten und Texten, die für die Konstitution sowie die Rekonstitution von Facetten individueller und kollektiver Identitäten wichtig sind.

Kennzeichnend für diese Definition von Ambivalenz ist das Folgende: Das Konzept thematisiert eine pragmatische Logik von Dualität oder Differenz, die der bereits angesprochenen Figur des »Sowohl-Als-Auch« entspricht. Gleichzeitig dient es dazu, Formen des Erlebens, Erfahrens und Handelns zu charakterisieren, für die das Hin und Her sowie das Schweben von kürzerer oder längerer Dauer kennzeichnend sind. Eine fruchtbare Art der Arbeit mit dem Konzept der Ambivalenz besteht somit darin, es als ein »Konstrukt mittlerer Reichweite« zu nutzen, das sowohl auf theoretische Fundierung als auch auf eine Methode des Entdeckens und Interpretierens verweist. Dazu gehört die Verknüpfung von quantitativen und qualitativen Methoden. Zugleich aber lässt sich gerade wegen dieser theoretischen und methodologischen Offenheit die Idee der Ambivalenz auch als Mittel der Re-Analyse und der Reflektion von Forschungsperspektiven verstehen. Begründungen kann man auf diese Weise metatheoretisch bedenken. Nicht zuletzt in diesem Sinne nutzen wir es als Promotor für die Idee der generativen Sozialisation. Die Idee der Ambivalenz lässt sich somit als wissenschaftslogische und als phänomenologische Referenz einsetzen.

Das Konstrukt der Ambivalenz kann man auf diese Weise als eine Alternative zu fundamentalistisch-kausalem Denken verstehen und nutzen. Sie ist argumentativ, also logisch, semantisch, pragmatisch, sozial- und kulturwissenschaftlich, politisch und dementsprechend auch praxeologisch relevant. – Komplementär dazu kann man

auch sagen: Der Fokus auf Ambivalenz ermöglicht, Sozialisation als soziokulturellen, individuellen und kollektiven Suchprozess zu verstehen.

Rekapitulierend ergibt sich somit folgende Definition: Das Konzept der generativen Sozialisation bietet sich an, wenn es darum geht, die sich biografisch und historisch immer wieder neu stellende Suche nach personalen und kollektiven Identitäten und ihren Interdependenzen in der sozialen Praxis von Generationenbeziehungen und den ihnen eigenen Ambivalenzen zu analysieren. Es handelt sich dabei um eine zu erkundende Perspektive der Sozialisationstheorie und -forschung, wozu wir im Folgenden einige stützende Argumente ohne Anspruch auf systematische Vollständigkeit vortragen.

3. Generative Sozialisation begründen

3.1 Die Doppeldeutigkeit von »Generation«

Das Konzept der generativen Sozialisation beinhaltet die Aufforderung, der dynamischen Dualität des Sozialisationsgeschehens besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Einen Ausgangspunkt kann man bereits im Begriff der Generation erkennen. Gemäß Nash (1978) liegt dem griechischen Wort *genos* das Verb *genesthai* zugrunde; es meint »to come into existence« oder »ins Dasein gelangen« und umschreibt das Überschreiten der – sich stets verschiebenden – Schwelle zum Leben. Durch die Geburt von Kindern wird eine neue Generation gebildet, die sich von jener der Eltern unterscheidet. Dies geschieht immer wieder von Neuem, doch der Sachverhalt als solcher bleibt derselbe. In der römischen Antike bedeutet der aus dem Griechischen übersetzte Begriff *generatio* Entstehung, Erzeugung, Zeugung. Dabei bringt das Erzeugende etwas hervor, das ihm der Form nach ähnlich ist, wobei im Falle des Menschen das Erzeugte vom Erzeugenden individuell und nicht gattungsmäßig verschieden ist. Bilstein (1996) macht überdies darauf aufmerksam, dass dem Begriff zwei grundlegende Ideen eigen sind, die sich auch in der Metaphorik niederschlagen, nämlich Hervorbringen und Herstellen sowie Kontinuität und Zyklität, mit anderen Worten, Schöpfertum und Mitgliedschaft.

Alle diese grundlegenden Spannungsfelder verweisen auf Potenziale der Zwierspältigkeit im Erleben und Erfahren von Generationenbeziehungen, also auf *Generationenambivalenzen*. Sie werden in gewisser Weise auch in den Polarisierungen der Generationenrhetorik thematisiert, also in der Art und Weise, wie öffentlich über die Gestaltung der Generationenbeziehungen gesprochen und geschrieben wird, vorab in der Gegenüberstellung von Solidarität und Konflikt.

Ein bemerkenswerter theoretischer Dualismus findet sich überdies in Mannheims wichtigem und viel zitiertem Aufsatz über »Das Problem der Generationen«. Dieser setzt mit der Gegenüberstellung von zwei Geschichts- und Zeitvorstellungen ein, der positivistischen (lies: »objektiven«) und der romantisch-historisierenden (lies: »subjektiven«). Beides findet sich in einem differenzierten Verständnis von Genera-

tionenambivalenz wieder, nämlich hinsichtlich der Bewegung des Vaszillierens. Das Denken in formalen und realen Dualismen scheint dementsprechend im Begriff der Sozialisation und in jenem der Generation angelegt. Dabei ist selbstverständlich zu beachten, dass es sich lediglich um eine unter verschiedenen möglichen Sichtweisen handelt.

Für die Arbeit mit dem Konzept der generativen Sozialisation ist nun wichtig, wie diese Dualismen verstanden werden: Wird die eine oder die andere Seite als grundlegend oder zumindest als primär für das Theoretisieren angenommen, wie dies in der hier nur kurz skizzierten Geschichte der Sozialisationstheorie zu beobachten ist? Oder steht die wechselseitige Bedingtheit im Vordergrund? Die Antwort darauf erfordert differenzierte Analysen, die sich bis in die Feinheiten der empirischen Arbeit und der dabei verwendeten Methoden erstrecken können. In diesem Handbuchartikel müssen wir uns notgedrungen auf einige exemplarische Themen konzentrieren.

3.2 *Koevolution von menschlicher Biologie und Kultur*

Hinsichtlich der grundlegenden Gegenüberstellung von Biologie und Kultur vertritt insbesondere Tomasello (2010, 2014), ähnlich wie andere, die aktuelle Position der »Koevolution«. Er legt in dieser Perspektive dar, dass und wie menschliche Existenz und Entwicklung in phylogenetischer ebenso wie in ontogenetischer Hinsicht gleichermaßen biologisch und soziokulturell begründet werden kann. In der Perspektive dieses Konzeptes sind die Menschen biologisch prädestiniert, in einem kulturellen Kontext aufzuwachsen und zu leben; außerdem schaffen sie sich eigene kulturelle Welten und passen sich diesen intermittierend an. Auf dieser Basis ergibt sich die These, dass die frühen Menschen aufgrund veränderter Umweltbedingungen dazu genötigt waren, die Welt nicht mehr nur aus ihren individuellen, sondern aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten. Um individuell und als Gruppe zu überleben, mussten sie ihr Verhalten aufeinander abstimmen und lernen, komplexe Schlussfolgerungen zu ziehen sowie ihr Denken und Handeln im Lichte der normativen Standards der Gruppe zu prüfen.

Zu bedenken ist indessen, dass die Erfahrung und die Praxis von Empathie und Kooperation auch die Einsicht von Differenz beinhalten kann. Sie wird durch die in der Sprache angelegten Möglichkeiten der Mehrdeutigkeit, mithin des Verstehens und des Missverstehens gefördert. Hierin kann man eine Wurzel für die logische Komponente von Ambivalenz sehen. So gesehen zeichnet sich ab, dass sie die Möglichkeit und die Tatsache einer metatheoretischen Reflexion von Lern- und Entwicklungsprozessen bietet, mithin geeignet ist, einen zusätzlichen Aspekt für das Verständnis ihrer spezifisch menschlichen Ausprägung im Sinne von »Sozialisation« zur Diskussion zu stellen.

Diese Sichtweise des Zusammenspiels von biologischen und soziokulturellen Faktoren in (den Anfängen) der Ontogenese der Person und der menschlichen Kooperation vor dem Hintergrund eines gemeinsamen Erbes ist ein gewichtiges Argument für den Vorschlag, Generationenbeziehungen und Generationenbildung ins Zentrum der

Sozialisationstheorie zu rücken und von generativer Sozialisation zu sprechen, denn sie lassen sich sowohl als Folge wie auch als Antrieb der Koevolution von menschlicher Biologie und Kultur betrachten. Zudem vermitteln sie fundamentale Erfahrungen im Spannungsfeld von Differenz, also von Gemeinsamkeit und Verschiedenheit sowie deren Reflexion.

Dass dies angemessen ist, ergibt sich des Weiteren aus folgenden Überlegungen: Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft können als Ausdrucksformen der Institutionalisierung von Aufgaben begriffen werden, welche der Auseinandersetzung der Menschen mit ihren je spezifischen Um- und Lebenswelten dienen. Dabei lassen sich insbesondere drei Aufgaben benennen:

- eine neue Generation von Kindern ins Leben zu bringen – durch Zeugung und Empfängnis, Schwangerschaft und Geburt;
- dafür zu sorgen, dass der Nachwuchs überlebt und sich entwickelt – durch angemessene Ernährung, Pflege und Betreuung;
- zu organisieren, dass die Angehörigen aller Generationen durch die Teilnahme am Alltagsleben, das Erlernen der gemeinsamen Sprache und das Hineinwachsen in die Traditionen und Werte, Rituale und Regeln der Gemeinschaft zur Enkulturation gelangen können.

Bei der näheren Analyse dieser Aufgaben gibt es nun Ansätze, die einerseits den biologischen, andererseits den soziokulturellen Aspekten mehr Gewicht beimessen.

3.3 Bindungsmuster

Insbesondere in Familien sind die erziehungs- und bildungsrelevanten Beziehungen und deren Konsequenzen auf Wechselseitigkeit in Form »generativer Ko-Konstruktion« angelegt. Nicht nur erziehen Eltern ihre Kinder, sondern Kinder »erziehen« ihre Eltern und – im Wesentlichen – geschieht beides vor dem Hintergrund einer bewussten oder unbewussten Auseinandersetzung mit dem gemeinsamen Erbe. Diese Überlegungen sind vereinbar mit neueren Ansätzen und Befunden der Sozialisationsforschung, welche auf »retroaktive« Prozesse und Reziprozität sowie auf die »Bidirektionalität« in den Wirkungen (bzw. in der kausalen Erklärung) von Sozialisationsprozessen hinweisen (Bugental & Grusec, 2006; Maccoby, 2007).

Die Idee der generativen Sozialisation setzt jedoch zusätzliche Akzente. Die Wirksamkeit von Sozialisationsprozessen (bzw. von Erziehungs- und Bildungsprozessen) geht nicht so sehr vom Verhalten einzelner Akteure und dessen Rezeption und Interpretation durch den jeweiligen Beziehungspartner aus als vielmehr von der inneren Dynamik der Beziehungen selbst und ihrer Einbettung in die Generationenfolge. Das lebenslange Sozialisationsgeschehen wird als eine diese einschließende »Beziehungsgeschichte« (»relational history«, Bugental & Grusec, 2006, S. 412) verstanden. Die langfristig wirksamen Sozialisationsprozesse stehen somit im Zusammenhang mit dem Erleben und der Interpretation, der aktiven Gestaltung sowie der kognitiven Re-

präsentation von dauerhaften Beziehungen und dem Umgang mit den dabei auftretenden Krisen und Umbrüchen. Sie können mehr als zwei Generationen umfassen. In diesem Zusammenhang ist die in jüngster Zeit sich stark entwickelnde Forschung über Großelternschaft von Belang. Zu beachten ist allerdings, dass längst nicht alle Menschen Großeltern sind und diese Rolle in einer großen Mannigfaltigkeit gelebt wird, die sich unter anderem unter Einbezug des Konstrukts der Ambivalenz typologisch charakterisieren lässt (Lüscher, 2008).

Für die Versuche, das Sozialisationsgeschehen in Familien theoretisch und empirisch zu erfassen, bedeutet dies: Im Blickpunkt sind zunächst die Verhaltensweisen und -strategien der Eltern (umschrieben z. B. als »Erziehungsstile«), darüber hinaus jedoch auch die Generationenbeziehungen als ein jeweils sich entwickelndes »System« wechselseitiger Beeinflussungen. Insbesondere während der frühen Kindheit werden diese wechselseitigen Prozesse, wie die Bindungsforschung betont, von einem Zusammenspiel von biologischen und sozialen-kulturellen Faktoren ausgelöst und bestimmt (vgl. z. B. Bugental & Grusec, 2006, S. 371 f.). Diese Überlegungen sind ein Bezugspunkt für wichtige Ausweitungen der Perspektive, darunter zum Beispiel jene, die Hrdy (2010) vorschlägt. Indem sie ausdrücklich auf die Forschungen über die Rolle mehrerer Bezugspersonen (»Alloeltern«) eingeht (Hrdy 2010, S. 181 ff.) betont sie – was hier besonders interessiert – das zu gestaltende Spannungsfeld zwischen Individuum und Sozialität.

Ein wiederum anderes Spannungsfeld wird durch die Bindungsforschung verdeutlicht. Bowlby (1969) hat bekanntlich das Bindungsverhalten bei Primaten als ein reziprokes System aufgefasst, mit welchem die Evolution sowohl Kind wie Mutter in Gestalt einer angelegten Bereitschaft zur Bildung eines wechselseitigen Bandes ausgestattet hat. Davon ausgehend sind die meisten Differenzierungen der Theorie dem (ursprünglichen) Bemühen verpflichtet, die Bedingungen und Praxen einer Störungen vermeidenden Entwicklung in der frühen Kindheit herauszuarbeiten. Einer stark biologisch-evolutionären steht eine normative, mithin durch soziokulturelle Werte und Diskurse geprägte Komponente gegenüber, wobei diese gewissermaßen zum Kriterium »gelingender« Sozialisation wird. Beachtung verdient, dass in der Bindungstheorie eines der weniger günstig beurteilten Verhaltensmuster mit »unsicher-ambivalent« bezeichnet wird (z. B. Bowlby, 2009, S. 24 f.). Darin zeigt sich ein abwertendes Verständnis von »ambivalent«, das von der hier vertretenen »analytischen« Sichtweise zu unterscheiden ist.

Zumindest implizit sind beziehungstheoretische Ansätze auch in empirische Untersuchungen über das Sozialisationsgeschehen in Familien eingegangen. Dies gilt beispielsweise für die Studie von Büchner und Brake (2006). Sie verknüpfen erziehungs- und bildungstheoretische Sichtweisen und beschreiben sozialisatorische Interaktionen als Prozesse der Weitergabe und Übernahme des familialen Bildungserbes im Rahmen der sozialen Praxis gelebter (Mehr-) Generationenbeziehungen in Familien. Bertaux und Bertaux-Wiame (1991) zeigen, wie es dabei auch zu »sozialen Metamorphosen«, das heißt zum Beispiel zu beruflichem Aufstieg innerhalb gleicher Tätigkeitsfelder kommen kann.

Noch deutlicher lassen sich beziehungstheoretische Implikationen in den Studien zum zeitgeschichtlichen Wandel der Familie finden, zum Beispiel »vom Befehlshaushalt zum Verhandlungshaushalt« (Ecarius, 2002), unter dem Gesichtspunkt von Schrumpfung, Erweiterung, Diversität (Lange & Lettke, 2007) oder im Hinblick auf die Prozesse der Entgrenzung von Familie und ihrer funktionalen Differenzierung (Lange, 2014).

Diese Studien belegen außerdem die Fruchtbarkeit einer doppelten Perspektive in der Analyse von generativen Beziehungs- und Interaktionsstrukturen, die unmittelbar oder mittelbar für die Prozesse der Sozialisation von Belang sind. Die innere Dynamik und die Regeln innerhalb des intimen Beziehungssystems der Familie werden in ihrem wechselseitigen Zusammenhang mit dem Zeitgeist, mit Leitbildern der »generationalen Ordnung« und mit weiteren gesellschaftlichen Faktoren und Entwicklungstendenzen interpretiert.

3.4 *Ambivalente Beziehungsmuster*

Dass in Generationenbeziehungen die Erfahrung von Ambivalenzen gemacht wird ist seit einigen Jahren ein zusehends beachtetes Thema von Theorie und Forschung (*Journal of Marriage and the Family*, 2002; Pillemer & Lüscher, 2004). Der Sachverhalt als solcher ist offensichtlich. Er gründet im Spannungsfeld von Autonomie und Dependenz, das für diese Beziehungen kennzeichnend ist. Ihnen liegt die Tatsache zugrunde, dass zwischen den Angehörigen aufeinander folgender Generationen identitätsprägende Differenzen vor dem Hintergrund ebenfalls identitätsrelevanter Gemeinsamkeiten bestehen. Das ist für verwandtschaftliche Generationen offensichtlich, gilt analog jedoch, wenn gleich vermindert, in anderen Sozialisationsverhältnissen. Zu diesem subjektiven Spannungsverhältnis zwischen Vertrautheit und Fremdheit kommt als zweite Dimension das Eingebundensein in die soziale Entwicklung im institutionellen Spannungsfeld zwischen Beharren und Veränderung, Tradition und Innovation hinzu. Letztlich können die beiden Dimensionen als Ausdruck der fundamentalen Dichotomie von Subjekt und Sozialität in ihrer kennzeichnenden Dynamik für das soziale Leben verstanden werden.

Diese Sachverhalte und der Umgang damit sind in den Prozessen generativer Sozialisation von Belang, wobei kritisch allerdings festgestellt werden muss, dass dieser Zusammenhang in vielen Arbeiten nicht ausdrücklich untersucht wird. Unter dem Stichwort »Intergenerational Ambivalence« hat das Konzept der Ambivalenz international insbesondere in Arbeiten über die Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern vielfältige Aufmerksamkeit gefunden (für eine Übersicht siehe Lüscher & Hoff, 2013). Kritisch ist indessen anzumerken, dass den meisten quantitativ orientierten Arbeiten ein vergleichsweise einfaches Verständnis von Ambivalenz zugrunde liegt und dieses überwiegend negativ konnotiert ist. Ein Versuch, dies zu vermeiden, ist der an anderen Stellen (Lettke & Lüscher, 2002) ausführlich dargestellte Vorschlag der theoretisch begründeten und empirisch nachgewiesenen, typolo-

logischen Umschreibung des Erlebens, Erfahrens und Gestaltens von Ambivalenzen in familialen und verwandtschaftlichen Generationenbeziehungen:

- Wo generative Sozialisation im Rahmen einer fest gefügten Gemeinschaftlichkeit, also unter dem Primat von *Solidarität* steht, bemühen sich die Eltern, den Kindern zu bieten, was als »secure base« umschrieben wird und den »sicheren« Bindungstyp garantiert. Dem Erziehungsstil entspricht ein Rollenverständnis der Eltern (und Großeltern) als »Autoritätspersonen« – im ganzen Spektrum dieser Charakterisierung. Ambivalenzen kommen dabei explizit kaum zur Sprache. Sie sind latent, werden jedoch oft manifest, wenn die Entwicklung von Vorstellungen des »Normalen« abweicht.
- Wo im Sinne von *Emanzipation* die Überzeugung vorherrscht, dass alle Beteiligten – Eltern und Kinder, Lehrer und Schüler – sich eigenständig als Persönlichkeit entfalten sollen, gelten Kontingenzen im Sinne von Wechselfällen des Lebens als Herausforderung. Beziehungstheoretisch steht hier »Verlässlichkeit« im Vordergrund, umschreibbar als die wechselseitige Akzeptanz der gegenseitigen Personaltät auch und gerade angesichts von Kontingenzen und der Dynamik der Identitätsentwicklung. Ambivalenzen können in diesem Kontext offen zur Sprache kommen und als Herausforderungen interpretiert werden, sind also überwiegend positiv konnotiert.
- Erfolgt Sozialisation *distanziert*, ohne starke Bindung an traditionelle institutionelle Vorgaben, werden Kontingenzen zu unberechenbaren Risiken. In den Termini der Bindungstheorie beispielsweise entspricht dieser Modus am ehesten den unsicher-vermeidenden Verhaltensweisen. Die Umgangsweisen sind gleichgültig permissiv. Ambivalenzen werden nach Möglichkeit vermieden, indem man sich isoliert.
- Überwiegen Vorstellungen eines unauflösbaren institutionellen *Ausgeliefertseins*, hinter denen persönliche Verbundenheit zurücktritt, ist eine von Desorganisation geprägte Beziehungsgestaltung zu erwarten. Die gegenseitigen Umgangsformen haben ein instrumentelles Gepräge, das unter Umständen sogar Misshandlung einschließt. Ambivalenzen sind somit vergleichsweise virulent, belastend und dementsprechend negativ konnotiert.

Als allgemeine heuristische Hypothese ergibt sich somit: Prozesse der generativen Sozialisation sind prädestiniert für das Erleben von Ambivalenzen in mikrosozialen Bereichen. Auf diese Weise lässt sich das heuristische Konstrukt praxisbezogen operationalisieren. Der Umgang mit diesen Spannungsfeldern und die damit einhergehenden Lernerfahrungen bilden gewissermaßen eine Meta-Aufgabe der mikro- und der makrosozialen Gestaltung von Sozialisation. Angesichts des engen Zusammenhangs mit der Erfahrung von Kontingenz und der sich daraus ergebenden grundsätzlichen Offenheit bietet die Analyse von Ambivalenzerfahrungen methodologisch gesehen einen Anstoß für die Analyse der Entstehung des Neuen in Prozessen generativer Sozialisation (King, 2013).

3.5 Lernen – Vermitteln – Aneignen

Begreift man Lernen unter dem Gesichtspunkt der Aneignung, kommt eine bestimmte Qualität des Lernens in den Blick, die auch für den Begriff der Bildung konstitutiv ist. Es geht dabei – in Abgrenzung gegenüber einer Vorstellung vom Lernen als (mehr oder minder erfolgreiche) Speicherung von Wissen – um den bewussten Erwerb von Wissen und Werten, Einstellungen und Erfahrungen, ganz im Sinne des Satzes von Goethes Faust »Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen«. Dieses Lernen als Aneignung impliziert, dass etwas zunächst Äußeres und Fremdes zu einem Inneren und Eigenen transformiert wird (Terhart, 1994). Nur Lernprozessen im Modus der Aneignung (oder auch der »Bildung«) wird zweckmäßigerweise eine nachhaltige Bedeutung für die Ausbildung personaler und sozialer Identität zugeschrieben.

Die Lernprozesse im Rahmen der generativen Sozialisation verknüpfen Begreifen (also auch das begreifende Subjekt) mit dem Begriffenem (den »Kenntnissen und Fähigkeiten«) und der Befähigung zum Handeln in unterschiedlichen Kontexten, mithin auch im Umgang mit Überraschungen und Ungewissheit. Es kann sich dabei auch um generalisierte Erfahrungen handeln, die üblicherweise als Werte, Orientierungen und Überzeugungen bezeichnet werden. Um diese Lernprozesse zu erfassen, kann man etablierte Rollenzuschreibungen in Betracht ziehen, so jene in der Familie, also Mutter, Vater, Sohn und Tochter, aber auch Lehrende und Lernende an Schulen, Hochschulen und in der Berufsbildung. Auf diese Weise wird der institutionelle Kontext miteinbezogen. Ebenso wird man darauf verwiesen, dass Generationenbeziehungen eingebettet sind in eine Generationenfolge sowie in das stete Bemühen um generationelle Ordnungen, wie sie Honig (1999) ausgehend von einer Analyse der Kindheit darstellt. Dementsprechend lässt sich generalisierend sagen: Generative Sozialisation beinhaltet den Umgang mit den sich im Lebenslauf anhäufenden und verändernden, unbewussten und bewussten Erfahrungen von Eingebundenheit in Generationenbeziehungen.

Maßgeblich im Blick auf die Analyse der Lernerfahrungen im Generationenverbund ist nun der Umstand, dass in den Prozessen der Aneignung identitätsrelevanter Kenntnisse und Fähigkeiten (eingeschlossen deren Reflexion) das Moment der Offenheit beziehungsweise der Ungewissheit, das prinzipiell alle Lernprozesse kennzeichnet, besonders ausgeprägt zu erkennen ist. Es kann auch als Schicksalhaftigkeit gekennzeichnet werden. Um dies näher zu charakterisieren, bietet sich die Idee der Kontingenz an (Liegle & Lüscher, 2008, S. 150 f.).

3.6 Generativität

Die Einsicht in diese Zusammenhänge legt ein erweitertes Verständnis der traditionellen Umschreibungen von Generativität nahe. Dieser Begriff wird in der Demografie oft synonym mit generativem Verhalten verwendet. In der Psychologie wird

darunter seit Erikson die Bereitschaft zur Sorge der alten Menschen um die Jüngeren verstanden. Wir schlagen in drei Schritten ein erweitertes Verständnis vor (Lüscher et al., 2014, Zf. 117-118).

- Die Idee der Generativität lässt sich in einer *ersten* Verallgemeinerung mit der Vorstellung verknüpfen, dass Menschen die Fähigkeit haben, die Existenz nachfolgender Generationen in ihr Denken und Handeln mit einzubeziehen. Sie können in einem hohen Maße ihr generatives Verhalten steuern. Die meisten haben die Möglichkeit, sich für oder gegen Elternschaft zu entscheiden.
- *Zweitens* können die Menschen das Wohl nachfolgender Generationen reflektieren und entsprechend handeln. Dies lässt sich als Verpflichtung und Verantwortlichkeit für den Einzelnen und sinngemäß auch für soziale Institutionen postulieren.
- Eine *dritte* Verallgemeinerung, die in jüngster Zeit in die Diskussion eingebracht worden ist, trägt der Erfahrung beziehungsweise der Einsicht Rechnung, dass auch die Jüngeren individuell und kollektiv ein Bewusstsein für das Wohl der Älteren entwickeln können und dies politisch gefordert wird.

Dementsprechend kann man definieren: Generativität bezeichnet die menschliche Fähigkeit, individuell und kollektiv um das gegenseitige Angewiesen-Sein der Generationen zu wissen sowie dies im eigenen Handeln bedenken zu können und zu sollen. Darin liegen spezifische Potenziale der Sinngebung für das individuelle und gemeinschaftlich-gesellschaftliche Leben.

Da sich Identitäten ihrerseits spiegeln und wechselseitig bedingen, geht Sozialisation mit der Anwendung gegenseitiger Beeinflussung, Kontrolle und Anerkennung einher. Sie werden in den Beziehungen von Angehörigen einander folgender Generationen durch die Erfahrung und das Wissen des gegenseitigen Angewiesen-Seins geprägt. Es kann wiederum Anlass zur Revolte sein. Diese Phänomene lassen sich dann besonders gut erkennen, wenn sie narrativ dargestellt werden. Messende Verfahren haben die Tendenz, diese Brüche und Spannungsfelder zu unterschätzen. Die generative Perspektive stützt die Auffassung, in der Sozialisationsforschung sei den narrativen Methoden starke Beachtung zu schenken. Sie sind ein wichtiges Instrument, um historische und biografische Lebensnähe zu erzielen

4. Ausblick

Versucht man – über die Mannigfaltigkeit der Diskurse hinweg – in einem einfachen Satz »Sozialisation« zu umschreiben, könnte man sagen, es gehe darum zu begreifen, wie wir Menschen lernen, als Mensch unter Menschen leben zu können. Die Perspektive der *generativen* Sozialisation fügt akzentuierend hinzu: Einen maßgeblichen Anteil hat dabei das wechselseitige und gemeinsame Lernen von Alt und Jung angesichts des gemeinsamen biologischen und soziokulturellen Erbes und des Wissens um dieses Erbe.

So schlicht diese Sätze scheinen, so inhaltsreich können sie gedeutet werden. Ein Aspekt ist dabei wichtig: Unter diesen Prämissen stellt sich das Problem der Sozialisation in dreifacher Weise immer wieder neu: hinsichtlich der realen Herausforderungen durch die Lebensverhältnisse, hinsichtlich des Verständnisses von Sozialisation und des Wissens darüber sowie hinsichtlich ihrer sozialen Organisation. Weil die Perspektive der generativen Sozialisation die Einbettung in die Generationenfolge und ihre Konfigurationen betont, historisiert sie das Problem von Sozialisation und kontextualisiert es in der jeweiligen Gegenwart. Dabei stellen sich zwei Fragen, nämlich, ob sich eine allgemeine, jedenfalls lange Zeiträume übergreifende Grundfigur von Sozialisation theoretisch postulieren und begründen lässt und wie sich vor diesem Hintergrund die aktuellen Herausforderungen umschreiben lassen.

Die Idee, auf die wir in unserem Ansatz rekurrieren, lautet: Man kann Sozialisation als immerwährenden Suche nach Identitäten und diese als Bezugspunkt individuellen und kollektiven Handelns auffassen, denn Generationenzugehörigkeiten lassen sich als Identitätszuschreibungen verstehen. Das scheint auf den ersten Blick gewagt, denn wir sind heutzutage gewohnt, mit Identität einzig die Vorstellung von Individualität und Subjektivität zu verbinden. In einem weiteren interkulturellen, historischen und prähistorischen Horizont scheint dies jedoch problematisch. Darum ist es zutreffender zu argumentieren: Menschen sind in ihrer *biologischen* Leiblichkeit immer Individuen. Doch sie erfahren diese in der elementare existenzielle Pflege als *soziale* Körperlichkeit. Offen ist, ob, in welcher Weise und in welchem Ausmaß damit Vorstellungen einer persönlichen oder gar subjektiven Identität einhergehen oder inwiefern solche einer kollektiven Identität überwiegen oder gar dominieren. Jedenfalls findet sich hier ein starkes Argument für die These der sozialisatorischen Gleichursprünglichkeit von Natur und Kultur ebenso wie von Individuum und Sozialität. Die Tatsache ihrer generativen Struktur macht auf die elementaren bio-sozialen Erfahrungen von Differenzen aufmerksam, vorab jene von Kind und Erwachsenen, die in der Regel durch die Erfahrungen von Geschlechterdifferenzen verstärkt werden.

Der Generationenfolge ist eine biosoziale und kulturelle zeitliche Dynamik eigen. Sie verweist – abstrakt – auf die elementaren, strukturell-dynamischen Asymmetrien der Grundfigur von Sozialisation. Dies ist gewissermaßen der allgemeine formale und anthropologische Hintergrund, auf dem sich grundsätzlich die Idee der Ambivalenz begründen lässt. Historisch lässt sich zeigen, dass die mit dieser Idee einhergehenden Vorstellungen der Dezentrierung beziehungsweise Exzentrik und der Offenheit ein wichtiger Nährboden für Vorstellungen einer subjektiven individuellen Identität sind.

Die Annahme lautet somit, Menschen sei eigen, eine Vorstellung ihrer selbst zu entwickeln – als eine »Identität«, auf die sie sich in ihrem Handeln beziehen. Ob diese Identität eine subjektive ist, die auf der Idee einer unverwechselbaren Einmaligkeit beruht, oder geprägt ist durch die Vorstellung gemeinschaftliche Zugehörigkeit, ist offen. Oder genauer: Dieses Spannungsverhältnis wird als konstitutiv für die mit Sozialisation gemeinten Sachverhalte angesehen.

Die Idee der Ambivalenz legt nahe, Sozialisation nicht als gleichgewichtiges, ontogenetisch oder historisch in abgrenzbaren Phasen umschreibbares Entwicklungsge-

schehen zu betrachten. Treffender ist die Annahme, dass sie in Prozessen verläuft, die ihrerseits real und gedanklich unterschiedliche Zeitbewegungen einschließen können, wie wir sie vorne mit dem Konzept des Vaszillierens umschreiben. In diesem Verständnis von Zeitlichkeit besteht ein Unterschied zu dem bekannten Modell von Erikson, in dem feste Entwicklungsschritte (als normal) postuliert werden. Dasselbe gilt für die historisch orientierten Analysen, beispielsweise Riesmans Darstellung einer Entwicklung vom traditionsgeleiteten zum innengeleiteten und dann zum außergeleiteten Menschen beziehungsweise Sozialcharakter (Riesman et al., 1966) oder deMause's Geschichte der Kindheit (DeMause, 1974).

Im Blick auf die Herausforderungen der Gegenwart lässt sich vor dem Hintergrund dieser allgemeinen Annahme die These einer multiplen, dynamischen und widersprüchlichen Prekarität von personaler Identität nahelegen. Sie verweist auf die aktuellen Herausforderungen von Sozialisation. Die Aufgabe, Identität als Leistung eines individuellen Subjekts herzustellen, stellt sich in der Gegenwart (»westlicher Gesellschaftlichkeit«) möglicherweise generell nachdrücklicher als zu früheren Zeiten. Zugleich aber geht sie mit Ungewissheiten einher, nämlich hinsichtlich eines Messens an Zielen und Ambitionen persönlichen Gelingens oder Misslingens, jedoch auch im Blick auf eine philosophisch radikale Infragestellung der Idee des Subjekts. Das zeigt sich auch in fundamentalistischen Strömungen. Die Möglichkeiten der Entfaltung einer subjektiven Identität sind tatsächlichen oder vermeintlichen sozialen Gefährdungen ausgesetzt, so durch Macht und Herrschaft, kollektive Identitätsangebote sowie durch die Manipulation scheinbar individueller, subjektiver Identitätsvorgaben mittels der Verfahren von »Big Data«.

Diese Problematisierungen von Identität finden sich auch in der Organisation von Sozialisation und ihrer generativen Einbettung. Das zeigt sich makrosoziologisch darin, dass sozusagen weltweit drei Bildungsrevolutionen in Gang sind. Die erste betrifft die Zeit der frühen Kindheit. Noch nie in der Geschichte wurden Kinder so jung und umfassend direkt und indirekt (nämlich über die Familienförderung) in institutionelle Bildungs- und Erziehungsprogramme einbezogen (Liegler, 2013). Die zweite Bildungsrevolution ergibt sich aus der verlängerten durchschnittlichen Lebensdauer und dem neuen Verständnis des Alterns. Dazu gehört unter anderem, dass alte Menschen länger als früher erwerbstätig sind, dass sie sich vielfach als Freiwillige engagieren und insgesamt in der Öffentlichkeit das Bewusstsein besteht, dass Altern eine eigenständige Lebensphase darstellt, die ihrerseits wieder in verschiedene Phasen unterteilt werden kann. Dabei bestehen – nicht zuletzt aus gesundheitlichen, sozialen und kulturellen Gründen – große Unterschiede darin, wie alte Menschen ihr Leben und dementsprechend auch ihre sozialen Beziehungen zu gestalten vermögen. Die dritte Bildungsrevolution, scheinbar weniger spektakulär, jedoch nicht weniger einflussreich, betrifft die Menschen im mittleren Erwachsenenalter. Sie werden angehalten, sich in und außerhalb ihrer beruflichen Verpflichtung ständig weiterzubilden. Ebenso werden Aufgaben, die lange Zeit durch Brauch und Sitte geprägt wurden, zu Bildungsthemen. Ein treffendes Beispiel ist die Elternbildung.

Die drei Bildungsrevolutionen sind miteinander verwoben und sie bedingen alle ein gemeinsames Lernen von Angehörigen unterschiedlicher Generationen. Um sie zu realisieren, ist es notwendig, den Rahmen der traditionellen Bildungspolitik zu sprengen und unter anderem die Sozial- und Gesundheitspolitik miteinzubeziehen, mithin das Desiderat einer eigentlichen »Generationenpolitik« (Lüscher & Liegle, 2003, Kap. 6) zu bedenken. Die besonderen Herausforderungen liegen in der Auseinandersetzung mit traditionellen Inhalten und Formen des Lernens durch neue Technologien sowie durch eine viele Bereiche durchdringende Ökonomisierung. Traditionelle institutionalisierte Bereiche von Sozialisation, so auch die Familien, zeigen Zeichen der Entgrenzung. Das beinhaltet auch eine kritische Auseinandersetzung mit überkommenen Formen der Praxis sozialisatorischen Tuns und Lassens. Nähe vs. Distanz, Autonomie vs. Dependenz, Autorität vs. Unterordnung zeigen dabei vielfach jene Dynamik, die als Erfahrung von Ambivalenzen charakterisiert werden kann.

Die Idee der generativen Sozialisation beinhaltet den Vorschlag, die Mehrdeutigkeit des Begriffs der Generation zu nutzen, um die unterschiedlichen makro-, meso- und mikrosozialen Felder von Sozialisation zueinander in Beziehung zu setzen. Der Fokus auf die Differenzen, die in der Tatsache dynamischer Gemeinsamkeit und Eigenständigkeit von Generativität angelegt sind, hebt die Prozesse der Suche nach individuellen und kollektiven Identitäten hervor, die für Sozialisation kennzeichnend sind. Auf diese Weise lassen sich einige klassische Fragestellungen im Bemühen um Lebensnähe in ein neues, aktuelles Licht rücken.

Literatur

- Bek, T. (2011). Helmuth Plessners geläuterte Anthropologie. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Bertaux, D., & Bertaux-Wiame, I. (1991). »Was du ererbt von deinen Vätern ...«. Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History BIOS, 4(1), 13-40.
- Bilstein, J. (1996). Zur Metaphorik des Generationenverhältnisses. In E. Liebau, & C. Wulf (Hrsg.), Generation (S. 157-189) Weinheim: DSV.
- Bowlby, J. (1969). Attachment and loss. New York: Basic Books.
- Bowlby, J. (2009/1989). Bindung: Historische Wurzeln, theoretische Konzepte und klinische Relevanz. In G. Spangler, & P. Zimmermann (Hrsg.), Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung (S. 17-26). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brubaker, R., & Cooper, F. (2000). Beyond »identity«. Theory and Society 29, 1-47.
- Büchner, P., & Brake, A. (Hrsg.). (2006): Bildungsort Familie. Transmission von Bildung und Kultur im Alltag von Mehrgenerationenfamilien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bugental, D. B., & Grusec, J. E. (2006). Socialization theory. In N. Eisenberg (Hrsg.), Handbook of Child Psychology. Volume 3: Social, emotional, and personality development (366-428). New York: Wiley.
- Clausen, J. A. (1968). Recent developments in socialization theory and research. Annals of the American Academy of Political and Social Science, 37, 139-155.
- Clausen, J. A., (1968). Socialization theory and society. Little Boston: Brown and Co.
- DeMause, L. (1974). The history of childhood. New York: Psychohistory Press.
-

- Ecarius, J. (2002). *Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungserfahrungen von drei Generationen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Fischer, H., & Lüscher, K. (2014). Ambivalenzen ergründen. *Familiendynamik*, 38(3), 122-133.
- Grusec, J. E., & Hastings, P. D. (2007). Introduction. In J. E. Grusec, & P. D. Hastings (Hrsg.), *Handbook of socialization* (S. 1-9). New York: Guilford Press.
- Honig, M. (1999). *Entwurf einer Theorie der Kindheit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hrdy S. B. (2010) *Mütter und Andere: Wie die Evolution uns zu sozialen Wesen gemacht hat*. Berlin: Berlin Verlag.
- Journal of Marriage and the Family* (2002). Symposium on ambivalence in intergenerational relationships. *Journal of Marriage and the Family*, 64, 557-601.
- King, V. (2013). *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz*. Wiesbaden: Springer VS.
- Lange, A. (2014). Ursachen und Konsequenzen der Desynchronisierung von Erwerbsarbeit und Familie in der Beschleunigungsgesellschaft. In R. Nave-Herz (Hrsg.), *Familiensoziologie* (57-70). Oldenbourg: De Gruyter.
- Lange, A., & Lettke, F. (2007). Schrumpfung, Erweiterung, Diversität. Konzepte zur Analyse von Familie und Generationen. In F. Lettke, & A. Lange (Hrsg.), *Generationen und Familien* (S. 14-43). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lettke, F., & Lüscher K. (2002). Generationenambivalenz – Ein Beitrag zum Verständnis von Familie heute. *Soziale Welt*, 53(4), 459-488.
- Liegle, L. (2003). Kinder und Kindheit. In L. Fried (Hrsg.), *Einführung in die Pädagogik der frühen Kindheit* (S. 14-54). Weinheim, Basel: Beltz.
- Liegle, L. (2007). Weltgesellschaft als Erwartungshorizont für Generationenlernen und Generationenpolitik. In F. Lettke, & A. Lange (Hrsg.), *Generationen und Familien* (S. 69-95). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Liegle, L. (2013). *Frühpädagogik*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Liegle, L., & K. Lüscher (2008). Generative Sozialisation. In K. Hurrelmann, M. Grundmann, & S. Walper (Hrsg.), *Handbuch der Sozialisationsforschung* (S. 141-156). Weinheim u. a.: Beltz.
- Lüscher, K. (2008). Großelternschaft – eine soziologische Annäherung. In G. Klosinski (Hrsg.), *Großeltern heute – Hilfe oder Hemmnis? Analysen und Perspektiven für die pädagogisch-psychologische Praxis* (S. 33-58). Tübingen: Attempto Verlag.
- Lüscher, K. (2012a). Menschen als »homines ambivalentes«. In D. Korczak (Hrsg.), *Ambivalenzerfahrungen* (S. 11-32). Kröning: Asanger.
- Lüscher, K. (2012b). Familie heute: Mannigfaltige Praxis und Ambivalenz. *Familiendynamik*, 27, 212-223.
- Lüscher, K., & Fischer, H. (2014). Ambivalenzen bedenken und nutzen. *Familiendynamik*, 38(3), 81-95.
- Lüscher, K., & Hoff A. (2013). Intergenerational ambivalence: Beyond solidarity and conflict. In I. Albert, & D. Ferring (Hrsg.), *Intergenerational relations in society and family: European perspectives* (S. 39-63). London: Polity Press.
- Lüscher, K., Hoff, A., Lamura, G., Renzi, M., Sánchez, M., Viry, G., & Widmer, E. (2014). *Generationen, Generationenbeziehungen, Generationenpolitik. Ein mehrsprachiges Kompendium*. Konstanz: UTB.
- Elektronische Fassung: http://kurtluescher.de/downloads/Comp_2014_27.03.14.pdf.
- Lüscher, K., & Liegle, L. (2003). *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*. Konstanz: UTB.
- Maccoby (2007). Historical overview of socialization research and theory. In J. E. Grusec, & P. D. Hastings (Hrsg.), *Handbook of socialization* (S. 13-41). New York: Guilford Press.
- Nash, L. L. (1978). Concepts of existence. *Daedalus*, 107, 1-21.
- Pillemer, K., & Lüscher, K. (Hrsg.). (2004). *Intergenerational ambivalences: New perspectives on parent-child relations in later life*. Amsterdam u. a.: Elsevier.
-

- Riesman, D., Denney, R., Glazer N. (1966). Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlung des amerikanischen Charakters. Reinbek: Rowohlt.
- Terhart, E. (1994). Unterricht. In D. Lenzen (Hrsg.), Erziehungswissenschaft. Ein Grundkurs (S. 133-158). Reinbek: Rowohlt.
- Tomasello, M. (2010). Warum wir kooperieren. Berlin: Suhrkamp
- Tomasello, M. (2014). Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Wikipedia (2014). Sozialisation. Abgerufen von: <http://de.wikipedia.org/wiki/Sozialisation> (28.11.2014).
-

Teil 3

Methodische Zugänge zur Sozialisationsforschung

